

# Menschen, Masken, Marionetten.

Zum Gastspiel des Teatro dei Piccoli in Köln und Düsseldorf.

Lächeln wir nicht, wenn wir genug Veranlassung hätten zu weinen? Spricht nicht der Geschäftsmann von seinen Hoffnungen, wenn er dem Gläubiger den nahenden Bankrott verbergen will? Sterben wir nicht an einem verborgen gehaltenen Leiden und — schminken wir uns nicht?

Wir sind die Maskierten.

Der menschlichen „Gesellschaft“ würde es übel ergehen, wenn nicht jeder von uns sich wenigstens den Anschein gäbe, als sei er über die kleinen und großen Nöte des Lebens erhaben.

Der vollkommene Typ des Maskierten ist zweifellos der Dandy, jener untadelig angezogene Mensch, der aus der Not der Zeit ein Gebot macht, sagt er doch „es ist eines Gesellschaftsmenschen unwürdig, seine seelischen Erschütterungen zu zeigen!“ Der Dandy lacht nicht, er lächelt nur kaum merklich; er gerät nicht in Zorn, sondern bändigt sich in jedem Falle. Ihm ist die Form das Erste und das Letzte, in Schönheit sterben, sein Ziel.

Die Frau unserer Tage eifert in vielem dem Typus der amerikanischen Filmschönheit nach: so etwas lächelt eins wie das andere, weint nach berühmtem Muster und schlägt die Augen auf und nieder wie Mrs. . . . aus Amerika.

Nun, ganz so weit ist es bei uns noch nicht, Gott sei Dank! Wenn wir aber sagen, daß die „Gesellschaft“ nur durch die Masquerade einer lächelnden Form existieren kann, so bestätigen wir gleichzeitig, daß sie auf einer Lüge aufgebaut ist, und im Grunde zweifelt daran wohl niemand.

Wie kommt es nun, daß diese „Gesellschaft“ jenem Theater zjubelt, das seine Welt an Drähten aufzieht? Ist es die Primitivität, die den komplizierten Menschen anlockt? Es stände das ganz im Einklang mit der Neigung des ästhetisierenden Kunstsammlers, der die barbarische Kunst der Egoten besonders liebt.

Es wäre nicht unwahrscheinlich, anzunehmen, daß der (in seiner äußeren Form erstarrte) Gesellschaftsmensch in den Frazen und Gesten der Marionetten mit innerer Beglückung das findet, was in ihm selbst, wenn auch unterdrückt, doch immer lebt.

Seine Furcht fände vielleicht in der Frage irgendeiner Puppe den grotesken Ausdruck. Seine gefesselte Lust zu leben tobte sich in dem unbändigen Toben einer Marionette aus! Und wieder fände bei alledem die dandyhafte Lust an der Form ihr reichliches Genügen: auf der Bühne der künstlichen Menschen gibt es ja nur einmalige Typen. Die schöne Märchenprinzessin ist schön und gar nichts anderes — und Salome ist lüstern ein für allemal.

So sollen sie denn rasen, toben, schweben und gestikulieren, die Marionetten, von den Fäden ihres Schicksals (das so ganz menschlich ist) gezogen. Jene Künstler, die ihre kostümierten, ins Unendliche starrenden, lächelnden oder drohenden Kreaturen agieren lassen, verstehen uns ja so ganz, und deshalb geschieht in ihrem Theater all das, was uns ubeln und weinen macht.

Wenn nun wirklich die „Gesellschaft“ handelte wie jene Marionetten, wenn jeder seinen wahren Ausdruck zeigte, dann würde diese Gesellschaft einer anderen weichen, die bunt und bewegt wäre wie das herrliche Puppentheater . . .

Doch da ist jener große Ordnungstifter Staat. Ihm würde das Leben schwer gemacht, wenn seine Glieder allzu lebendig würden, und was bliebe dem bedrohten Staat übrig?

Er müßte zu jenem Radikalmittel greifen, das die Widerspenstigen zähmt, indem es „Kopf ab! Kopf ab!“ macht. Und das hätte er dann im Puppentheater gelernt!

H. Sch.



F piccoli.

*Caricatur*